

## Essay

# ARTENSTERBEN IM WISSENSCHAFTSBETRIEB

Wenn Ambiguitätstoleranz auf dem Altar des Zeitgeistes geopfert wird

**Folgt man der Einschätzung des Philosophen Markus Tiedemann (2023), befinden wir uns aktuell auf dem Weg in eine sogenannte Post-Aufklärungsgesellschaft, in der liberale und demokratische Grundlagen unseres Zusammenlebens nach den Maßgaben der Aufklärung nicht mehr ohne Weiteres gelten. Seine Zeitdiagnose gründet Tiedemann auf die zunehmende Abkehr von konsensualen Wahrheiten, auf die man sich belastbar beziehen konnte.** Dieses gemeinsame Wissen zeichnete sich durch einen hohen Grad an objektivierbarer Begründung aus „und das heißt, ich kann jemanden argumentativ-intellektuell dazu zwingen, zuzustimmen“ (Tiedemann 2024, 13). Lässt sich eine belastbare Geltungsbegründung feststellen, muss im lebenspraktischen, beruflichen und wissenschaftlichen Vollzug nicht permanent gefragt werden, *ob* diese Wissensbestände Geltung für sich beanspruchen können, sondern nur *wie* die Geltungsbegründung argumentativ vermittelt wird. Eine solche Argumentation folgt immer der Logik des besseren Arguments. Nach Jürgen Habermas sind Argumente „Gründe, die einen mit konstativen oder regulativen Sprechakten erhobenen Geltungsanspruch unter Diskursbedingungen einlösen und damit Argumentationsteilnehmer rational dazu bewegen, entsprechende deskriptive oder normative Aussagen als gültig zu akzeptieren.“ (Habermas 1992, 276). Das, was es anzuerkennen gilt und was auch argumentativ überzeugend vorgebracht werden kann, sind Aspekte der Faktizität dieser Welt.

Mittlerweile allerdings werden solche Wissensbestände systematisch in Frage gestellt und an die Stelle des *Wissens* als im platonischen Sinne verstandenen Ausdruck des unveränderlich Existenten (Platon 1982), treten zunehmend die Modi des Fürwahrhaltens im Gewand des *Meinens*, des *Glaubens* und des *Fühlens*. Dabei sind allerdings – das betont Platon – „Wissen und Meinen etwas Verschiedenes“ (Platon 1982, 283). Sie beziehen sich im Diskurs auf unterschiedliche Gegenstände



Foto: Privat

**Prof. Dr. Stephan Ellinger**

und



Foto: Privat

**Prof. Dr. Oliver Hechler**

lehren und forschen am Lehrstuhl für Pädagogik bei Lernbeeinträchtigungen der Fakultät für Humanwissenschaften an der Universität Würzburg.

und Bereiche des Erkennens. Häufig scheint allerdings eine sachliche Auseinandersetzung mit Wissens-Inhalten als zu anstrengend empfunden zu werden. Immer wieder wird die Zumutung, sich um dieses *Wissen* im Sinne einer objektiven Rechtfertigung zu bemühen, durch Verweise auf eben jenes *Meinen*, *Glauben* und *Fühlen* zurückgewiesen.

### Fakten versus Gefühle

In weiten Teilen strittiger Diskussionen gilt, was Tiedemann (2024, 15) „präaufklärerisches Stammesverhalten“ nennt: „wer so fühlt wie ich, hat recht“. Der Physiker und Kabarettist Vince Ebert stellt diesbezüglich fest: „das zentrale Element dieses Zeitgeistes ist die Überzeugung, dass die Dinge so sind, wie man sie fühlt. Die Realität ist immer weniger durch Fakten und immer mehr durch Gefühle definiert. Man ist, wie man sich fühlt. Das ist das neue Credo“ (Ebert 2025, 17).

Mit der Aufwertung von subjektiver Befindlichkeit, individueller Gefühlslage und weltanschaulicher Glaubensüberzeugung findet auch eine schrittweise Verabschiedung von den Grundwerten der Aufklärung statt. Wenn es nicht mehr möglich ist, zwischen wahr und unwahr zu unterscheiden, weil die subjektive Befindlichkeit zum Maß aller Dinge erhoben wird, entsteht eine gleichgültige und zugleich *aggressive* Gesellschaft, die dem Vernehmen nach für Heterogenität und Diversität einsteht, aber unter der Hand *homogenisiert* und zugleich *polarisiert*, Widerspruch und Diskurs nicht zulässt und somit das Gegenteil dessen darstellt, wofür die Aufklärung gestanden hat.

Mit der Dominanz der *befindlichkeitszentrierten Wahrnehmung* (Ahrbeck 2022) ist gesellschaftlich das Bewusstsein für die Pflegebedürftigkeit des Subjekt-Welt-Verhältnisses ins Hintertreffen geraten und wird öffentlich zunehmend der Eindruck vermittelt, als ginge es nur noch um das Verhältnis des einzelnen Menschen zu seinen Gefühlen und sich selbst. Für die Be-

schreibung dessen, was konsensfähig beziehungsweise zumutbar ist, scheint überwiegend das Verhältnis des Subjekts zu sich selbst zentral zu sein. An die Stelle des Ringens um die Ausbildung und Aufrechterhaltung eines reflektierten Subjekt-Welt-Verhältnis ist weitgehend das intrapersonale Subjekt-Subjekt-Verhältnis getreten, das sich selbst genügt.

Frauke Rostalski (2024) beschreibt in ihrem Buch über die *vulnerable* Gesellschaft aus der Perspektive einer Juristin, welche Folgen diese Art kollektiver Nabelschau nach sich zieht: Weil der verunsicherte Mensch Angst hat und sich überfordert fühlt, setzt sich mehr und mehr das Verlangen nach Regelungen, Gesetzen und Vorschriften durch. Im Staat sollen klare Regeln des Miteinanders gelten, die notfalls seitens staatlicher Akteure mit Zwang durchgesetzt werden.“ (Rostalski 2024, 43). Weil logische und einvernehmliche Verbindlichkeit interpersonell nicht mehr konsensfähig ist, müssen informelle und formelle Normen an ihre Stelle treten. So kann zum Beispiel die zunehmende Bürokratisierung als Regelversuche zur Vermeidung von Unsicherheit und Risiko angesehen werden. Sobald Abläufe, Regelungen und Vereinbarungen „justiziabel“ sind, kann Ruhe und Entspannung eintreten. Dabei lässt sich die Aufgabe der hoheitlichen Gewalt in einem freiheitlichen Rechtsstaat mit der Kurzformel *größtmögliche Freiheit* aller beschreiben (Rostalski 2024, 44).

Die Philosophin Svenja Flaßpöhler (2023) weist darauf hin, dass mit jeder Regelung auch ein Stück Freiheit verloren geht. Regeln sind Freiheitsverlust und Freiheitsverlust schränkt die persönliche Entwicklung ein. Während Regelungen wenige – delinquente oder unsichere und unselbstständige – Mitglieder der Gesellschaft zur Ordnung rufen und ihnen Orientierung bieten sollen, bedeuten sie für viele verantwortungsbewusste und reife Gesellschaftsmitglieder eine Einschränkung ihrer Freiheit und ihres Entwicklungspotenzials. Ebenso verhelfen informelle und

**Mit der Aufwertung von subjektiver Befindlichkeit, individueller Gefühlslage und weltanschaulicher Glaubensüberzeugung findet auch eine schrittweise Verabschiedung von den Grundwerten der Aufklärung statt.**

formelle Reglements zum Schutz von Minderheiten einschließlich der resultierenden öffentlich-moralischen Zuordnungen und Diffamierungen bei gefühlter Übertretung wenigen zur Genugtuung und verweisen zugleich Viele des Platzes. Flaßpöhlers Gesellschaftsanalyse mündet in der Erkenntnis, dass Gleiches und Identisches, Homogenes und Einiges als „gut“ gelten. „Differenz hingegen gilt als gefährlich“ und weiter: „Umso bedenklicher ist, dass Institutionen – Verlage, Universitäten, Medien – diesen Tendenzen nahezu widerstandslos nachgeben, und sei es aus ehrenwerten Motiven“ (Flaßpöhler 2024, 211).

Thomas Bauer (2018) warnt vor einem Phänomen, das er die *Tendenz zur Vereindeutigung* nennt und das den Verlust der Ambiguitätstoleranz im gesellschaftlichen Leben mit sich bringt. Ambiguitätstoleranz lässt offene Fragen stehen, erlaubt unterschiedliche Meinungen, hört die Argumente der Andersdenkenden, erträgt Unentschiedenes und vermittelt zwischen Welten ohne Existenzberechtigungen abzusprechen. In Sendungen der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten boomen derzeit Quiz-Sendungen und Krimis – Fernsehformate, die eindeu-

tige Lösungen beinhalten – während „Frühschoppen“, Diskussionsrunden und Streitgespräche eher selten geworden sind. Insbesondere im Blick auf die öffentliche Besprechung von Krisen und politischen Positionen sind diskursive Formate im Rückschritt begriffen.

Auch im Wissenschaftsbetrieb ist heute die Tendenz zur Vereindeutigung und damit ein Verlust an Ambiguitätstoleranz zu beobachten. Letztgenannte wäre allerdings Voraussetzung für Vielfalt und Diversität in Werturteilen, Forschungsperspektiven und im unterschiedlichen Umgang mit der Theorie-Praxis-Problematik. In der Pädagogik beispielsweise wird Ambiguitätstoleranz gefordert, wenn Theorie auf Praxis trifft. Erziehungswissenschaftliche Theorie und pädagogisches Handeln stehen oft in einem antinomischen Verhältnis zueinander und fordern vom professionellen Akteur die Fähigkeit, diese Antinomien auszuhalten, ohne sie wirksam auflösen zu können.

---

**Auch im Wissenschaftsbetrieb ist heute die Tendenz zur Vereindeutigung und damit ein Verlust an Ambiguitätstoleranz zu beobachten. Letztgenannte wäre allerdings Voraussetzung für Vielfalt und Diversität in Werturteilen, Forschungsperspektiven und im unterschiedlichen Umgang mit der Theorie-Praxis-Problematik.**

Nun wächst vor dem Hintergrund der Individualität jedes Menschen und jeder alltäglichen Situation auch in der Wissenschaftswelt der Wunsch, Eindeutigkeit herzustellen, Formbarkeit zu erreichen, Output zu kontrollieren und eine Art übergeordnete Gerechtigkeit zu ermöglichen. In Praxis und Wissenschaftsbetrieb gleichermaßen will der auf diese Weise nach Vereindeutigung strebende Mensch Komplexität reduzieren, eine gültige Wahrheit behaupten und Ruhe schaffen. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen und Verunsicherungen ziehen auch in die universitäre Welt zunehmend Bürokratisierung und Vereindeutigungen ein. So sind an die Stelle früherer universitärer Akademisierungsprozesse heute vorgeschriebene Studiengangsablaufregelungen getreten, die sogenannten „Studienverlaufspläne“. Studenten wie Dozenten einer Fachrichtung haben sich an Abläufe, Zeitfenster und Prüfungsformen zu halten. Die Modulbeschreibungen sehen Lernziele vor und benennen *Kriterien guter Studienleistungen*. Während in früheren Zeiten sowohl ein allgemeiner Konsens darüber bestand, dass nicht nur der Student frei lernt und sich am Bildungsangebot bedient, um sein Werkzeug und seine Bildung zu erwerben, sondern auch, welcher Dozent ein „Gelehrter“ und welches Verhalten und welche Bildungsinhalte eines Akademikers würdig sei, scheint das heutige Studium häufig eher der *Ausbildung* denn einer *Bildung* der eingeschriebenen Studenten nachzujagen. Zum verschulten Aufbau gehören nicht zuletzt auch Prüfungsformate, die dem angeblich vermittelten Stoff nicht gerecht werden oder diesem sogar widersprechen.

Auch in puncto Forschungsmethodik und Verwaltung neigt die universitäre Struktur zunehmend zur Vereindeutigung. In der Mitteilung zur „Leistungsorientierten Mittelvergabe“ wird vonseiten der Universitätsleitung *Leistung* über alle Fachrichtungen hinweg gleichermaßen definiert und pekuniär goutiert. Hier werden

unterschiedliche Wissenschaften mit ihrer inhärenten Logik in einen Topf geworfen und gilt die Logik der hypothesenprüfenden Naturwissenschaften als Standard, dem sich auch die praktischen Wissenschaften unterordnen müssen. Es scheint das Motto zu gelten: „Nur was man zählen kann, zählt“. Beispielsweise wird im entsprechenden Schreiben aus der universitären Abteilung „Berichtswesen“ für die Naturwissenschaften, Lehrerbildungsinstitute und medizinischen Fakultäten *Mittelzuweisung* gleichermaßen an der Drittmittelwerbung orientiert. Diese Grundausrichtung führt unter anderem dazu, dass auch in Berufungskommissionen dieser Fakultäten – platt formuliert – häufig eher der mitgebrachte „Geldbeutel“ und die schlichte Anzahl der auf der Literaturliste des Bewerbers dokumentierten Publikationen diskutiert werden als disziplinär einschlägige Qualifikationen und die Qualität einzelner Veröffentlichungen. Im Bereich der Pädagogik werden auf diese Weise längst nicht alle Professuren mit studierten und qualifizierten Pädagogen besetzt, sondern häufig mit Vertretern von Nachbardisziplinen, die den vereindeutigenden Strukturen der Universität per definitionem eher entsprechen. Ebenso werden sachliche und räumliche Ressourcen in Instituten nach zählbaren Mitarbeiterköpfen verteilt, nicht nach 100 Prozent-Äquivalenzstellen oder inhaltlichen Notwendigkeiten. Das fördert die Haltung: „Je mehr, desto besser!“, denn Quantität schlägt nicht selten Qualität.

Zur Bestimmung dessen, was exzellente Forschung sei, haben sich nollens volens Kriterien durchgesetzt, die hinsichtlich ihrer Aussagekraft nicht hinterfragt werden. Das vielbeachtete Leiden-Ranking bestimmt weltweit die Forschungsstärke der Universitäten anhand bibliometrischer Daten: Für das Ergebnis ausschlaggebend sind die Anzahl der Publikationen sowie die Anzahl der Zitationen, die diese Publikationen erhalten. Umfragen, Studierenden- und Beschäftigtenzahlen, Dritt- und Haus-

haltsmittel sowie wissenschaftliche Preise und Auszeichnungen finden hingegen keine Berücksichtigung.

Um als forschungsstarke Universität im Leiden-Ranking berücksichtigt zu werden, muss die Bewerberin allerdings in der Datenbank „Web of Science“ für den Zeitraum 2014 bis 2017 mindestens 1.000 englischsprachige Publikationen in einschlägigen Fachzeitschriften vorweisen. 2019 erfüllten 963 Universitäten aus 56 Ländern diese Voraussetzung (Universität Würzburg 2025). Es herrscht offensichtlich Konsens darüber, dass eine Universität nur dann zu den forschungsstärksten gehören kann, wenn ihre Forscherinnen und Forscher Englisch sprechen oder einen guten Übersetzer kennen (Statista 2025). Qualität in der Wissenschaft, egal um welches Fach es sich handelt, spricht also Englisch. Vielmehr noch: „America First!“ scheint auch in der wissenschaftlichen Diskussion pädagogischer Konzepte konsensfähiger Slogan zu sein.

Was sich auf dem allgemeinen Buchmarkt aus merkantilen Gründen bewährt hat, zahlt sich seit einigen Jahren auch auf dem wissenschaftlichen Markt aus – mit einschneidenden Folgen für die pädagogische Fachkultur: Man nehme ein Trainingsprogramm, eine Theorie oder ein Manual aus Übersee, importiere den Inhalt oder auch nur einen Zentralbegriff nach Europa und belasse die englische Bezeichnung, um die Herkunft – und damit augenscheinliche „Qualität“ – zu markieren. Unabhängig davon, ob der Inhalt des Importgutes sinnvoll, kultursensibel oder systemrelevant ist: Es lassen sich damit auf dem Weg zum wissenschaftlichen Renommee vielbeachtete Veröffentlichungen produzieren. So erlebten in der Sonderpädagogik zum Beispiel Berichte zu „Response-to-Intervention (RTI)“, „Classroom-Management“ oder „Tootling“ zum Teil steile Karrieren, ohne dass ein wirklicher Mehrwert für den pädagogischen Alltag erkennbar wäre. Im Gegenteil: Bisweilen entsteht durch die Neuerung Schaden, indem Probleme der Lehrkraft schlicht

dadurch gelöst werden, dass getarnte Konditionierungsinstrumentarien in die pädagogische Trickkiste Eingang finden. Rückendeckung erhalten solche Denkwürdigkeiten durch die oben genannten offiziell eingeführten Qualitätskriterien.

Hinzu kommt das quantitativ spezifizierte Publikationskriterium. Im Ringen um forschungsbezogene universitäre Anerkennung spielen unverändert die Anzahl eigener Publikationen und deren Impact Factor eine entscheidende Rolle, denn entscheidend für individuelle Karrierefortschritte in der Wissenschaft ist zunehmend konsensfähig der Publikations-Output und nicht zwingend dessen Qualität. In diesem Zusammenhang hat das Modell des Open Access stark an Bedeutung gewonnen. Diese Veröffentlichungsform ist für die Medienanbieter ökonomisch lukrativ und wird zudem verbreitet als transparente wissenschaftliche Praxis angesehen. Die zügigen Begutachtungen und zeitlich unabhängigen Veröffentlichungen ermöglichen beschleunigte Publikationen und schier unbegrenzte Co-Autorenschaften in kooperierenden Forscherverbünden.

Vor dem Hintergrund einer drohenden Entwertung wissenschaftlicher Publikationen verpflichten sich zunehmend Universitäten und andere Forschungseinrichtungen zur „San Francisco Declaration on Research Assessment“ (DORA). Diese Erklärung fordert einerseits die Abkehr von der rein quantitativen Bewertung wissenschaftlichen Outputs, wie zum Beispiel der Orientierung am Impact Factor oder der reinen Zahl an Publikationen, und liefert konkrete Alternativen, um die mehrdimensionale Bewertung wissenschaftlicher Leistung zu ermöglichen (Ellinger/Ellinger 2024). Eine relativierte Bedeutung der reinen Anzahl von Publikationen und eines hohen Impact Factors könnte in der Realität die Bedeutung qualitativer Forschung, offener Diskurse und der Abwägung von Argumenten auch abseits des Mainstreams stärken.

**Auch in puncto Forschungsmethodik und Verwaltung neigt die universitäre Struktur zunehmend zur Vereindeutigung. In der Mitteilung zur „Leistungsorientierten Mittelvergabe“ wird vonseiten der Universitätsleitung Leistung über alle Fachrichtungen hinweg gleichermaßen definiert und pekuniär goutiert.**

Andere Vereindeutigungstendenzen im Wissenschaftsbetrieb können allgemein mit der Bezeichnung der „Wokeness“ umschrieben werden. Dem ursprünglichen Wortsinn folgend ist „woke“, wer in hohem Maße politisch wach und engagiert gegen jede Form der Diskriminierung von Minderheiten steht. Inzwischen scheint aus diesem Bewusstsein allerdings eine Bewegung geworden zu sein, die Minderheiten das alleinige Recht gibt zu definieren, was diskriminierend ist und was aussagbar bleiben soll. Auf diese Weise wird das angebliche Ringen um Vielfalt konterkariert und zu einem Sortiersystem etabliert. So ist beispielsweise sukzessive das dudenkonforme Sprechen zum Anstoß und Rechtschreibung zur Ideologie geworden. Durch allgegenwärtige mediale Präsenz einiger Minderheitenthemen ist die Mehrheit der Gesellschaft inzwischen von einem potenziell schlechten Gewissen bedroht, weil latent die Meinung und der Lebensstil

einer kleinen Gruppe nicht ausreichend gewürdigt wird.

Vereindeutigung hat das Nebeneinander unterschiedlicher Formen von Wertschätzung, Lebensstil und Wirklichkeit nahezu unmöglich gemacht. Vereindeutigung macht Seltenheiten zur Norm und die Behauptung des Normalen zur Diskriminierung. Vereindeutigung scheint im Falle des Dissenses einen Friedensmodus zu verbieten. Zudem wird in Universitäten *Wahrheitsglaube* heute zunehmend vorgeschrieben und sollen divergierende Wirklichkeitsdeutungen verschwinden. Immer wieder werden Vorträge andersdenkender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verhindert, werden Kolleginnen und Kollegen aus Mailverteilern genommen und von Gremien ausgeschlossen. Das geschieht, weil sie Erkenntnisse und Überlegungen veröffentlichen, die andere Universitätsprofessoren anders sehen. Zudem werden Forscherinnen und Forscher von Kollegen lautstark in sozialen Medien diffamiert, Aufforderungen zur Erklärung aber dann rüde abgewiesen. Das Netzwerk Wissenschaftsfreiheit e.V. konnte seit seiner Gründung 2020 binnen kür-

zester Zeit eine elaborierte Liste solcher Vorgänge im deutschen Wissenschaftsbetrieb zusammenstellen.

### Fazit

Wissenschaft lebt von Diskursen und dem Austausch belastbarer Argumente auf der Suche nach zwingender Logik. Die akademische Welt beinhaltet naturgemäß unterschiedliche Standpunkte und methodische Zugänge, weil sachlogisch Erkenntnismethoden durch die jeweiligen Erkenntnisgegenstände bestimmt werden. Und schließlich diktiert traditionell Wissenschaft nicht, was als Wahrheit und Lüge angesehen werden muss, sondern sucht Falsifikationen einerseits und kulturelle Vielfalt andererseits. Aktuell führen allerdings ökonomischer Druck an den Universitäten, zeitgeistabhängige Diskurskultur und disziplinübergreifende Aufwertung quantitativ-hypothesenprüfender Forschung zu einer Rückwärtsentwicklung von europäischen Errungenschaften und verweisen auf eine Postaufklärungsgesellschaft. Vereindeutigungstendenzen im Wissenschaftsbetrieb bedrohen den Wesenskern der Wissenschaft. ■



### Kontakt:

**Prof. Dr. Stephan Ellinger**  
**Prof. Dr. Oliver Hechler**

Universität Würzburg  
Lehrstuhl für Pädagogik bei  
Lernbeeinträchtigungen  
Wittelsbacherplatz 1  
97074 Würzburg  
stephan.ellinger@uni-wuerzburg.de  
oliver.hechler@uni-wuerzburg.de  
www.sonderpaedagogik.uni-wuerzburg.de

### QUELLEN

**Ahrbeck, B. (2022):** Jahrmarkt der Befindlichkeiten: Von der Zivilgesellschaft zur Opfergemeinschaft. Springe bei Hannover.

**Bauer, T. (2018):** Die Vereindeutigung der Welt: Über den Verlust der Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Stuttgart.

**Ebert, V. (2025):** Wot se Fack, Deutschland. Warum unsere Gefühle den Verstand verloren haben. München.

**Ellinger, J./Ellinger, S. (2024):** Der Wert einer Publikation: Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler zwischen Ökonomie und Qualitätssicherung. In: Forschung & Lehre 4, 266–267; URL: <https://www.wissenschaftsmanagement-online.de/beitrag/der-wert-einer-publikation-nachwuchswissenschaftlerinnen-und-wissenschaftler-zwischen-16096>.

**Flaßpöhler, S. (2023):** Sensibel: Über die Empfindlichkeit und die Grenzen des Zumutbaren. Stuttgart.

**Habermas, J. (1992):** Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a.M.

**Platon (1982):** Der Staat. Stuttgart.

**Rostalski, F. (2024):** Die vulnerable Gesellschaft: Die neue Verletzlichkeit als Herausforderung der Freiheit. 3. Auflage. München.

**Statista (2025):** Ranking der besten Universitäten weltweit gemäß Times Higher Education World University Rankings 2025. URL: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/413348/umfrage/ranking-der-besten-universitaeten-weltweit/>, abgerufen am 24.09.2025.

**Tiedemann, M. (2023):** Post-Aufklärungsgesellschaft. Was wir verlieren und was uns bevorsteht. Paderborn.

**Tiedemann, M. (2024):** Aufklärung ist zu anstrengend. In: Journal Supervision, 3, 2024, 10–17.

**Universität Würzburg (2019):** Ranking: Uni Würzburg ist forschungsstark und vielzitiert. URL: <https://www.wuerzburgerleben.de/2019/06/05/leiden-ranking-uni-forschungsstark-vielzitiert-international-vernetzt/>, abgerufen am 24.09.2025.